

# Grundprobleme der Wirtschaftsphilosophie

Von

Herbert Schack, Berlin

Inhaltsverzeichnis: 1. Der Gegenstand der Wirtschaftsphilosophie. — 2. Die Wirtschafts-  
erkenntnis. — 3. Die Wirtschaftserscheinung. — 4. Das Wirtschaftsdasein. —  
5. Die Wirtschaftsform. — 6. Die Wirtschaftsgestaltung.

## 1. Der Gegenstand der Wirtschaftsphilosophie

Das Wort „Wirtschaftsphilosophie“ begegnet bei Praktikern in der Regel verwundertem Kopfschütteln. Philosophie, so meint man, habe nichts mit praktischen Dingen zu tun. Sie befaße sich mit Fragen allgemeinsten Natur und habe keinen Kontakt mit konkreten Problemen. Die Philosophen errichteten zwar himmelstürmende Gedankenbauten, dächten aber nicht an deren Zugänglichkeit. Zugänglich seien solche Kunstbauten nur für die Wenigen, die in der dünnen Höhenluft abstrakter Ideen atmen können.

Wäre die Philosophie eine d rart abstrakte Wissenschaft, dann könnte sie allerdings auch keine Beziehung zur Wirtschaft haben. Denn diese ist ja gerade ein Lebensbereich von unmittelbar praktischer Bedeutung. Hier hat, so möchte es scheinen, ausschließlich der Praktiker das Wort. Die wirtschaftlichen Zusammenhänge sind jedoch so mannigfaltig, ausgedehnt und kompliziert, daß sie allein von der Praxis aus schwer übersehbar und begreifbar sind. Daher ist man sich auch in der Praxis durchaus der Bedeutung einer „Wissenschaft“ von der Wirtschaft bewußt. Man betrachtet die Wirtschaftswissenschaft als unentbehrliche Grundlage für eine objektive Beurteilung und damit als unerläßliche Voraussetzung für eine rationelle Wirtschaftsführung und planmäßig betriebene Wirtschaftspolitik.

Das Bekenntnis zur Wirtschaftswissenschaft schließt jedoch nicht auch ein solches zu einer „Philosophie“ der Wirtschaft mit ein. Wie könne es eine „philosophische“ Wirtschaftsbetrachtung geben! Die Wirtschaftswissenschaft sei auf Grund ihrer praktischen Einstellung zu den wirtschaftlichen Dingen und Vorgängen befähigt, sich auch mit Problemen des primitivsten Handelsgeschäftes zu befassen. Die Philo-

sophie aber suche ihre Gegenstände fernab von Alltagsdingen und Alltagssorgen.

Im täglichen Leben begegnet uns jedoch auch eine andere Auffassung von Philosophie. Der Volksmund nennt einen Philosophen, wer offenbar selbstverständliche Dinge für keineswegs selbstverständlich ansieht, sie vielmehr durchaus fragwürdig findet und sie zum Anlaß nimmt, zu grübeln und zu forschen. Solche Deutung philosophischer Haltung deckt sich mit alter philosophischer Tradition. In Platons Dialog „Theätet“ sagt Sokrates, der Philosoph sei durch eine besondere Gemütsverfassung gekennzeichnet, nämlich das „Sichwundern“. Verwunderung oder Staunen sei der Anfang alles Philosophierens. Gemeint ist hier das Staunen über die Fragwürdigkeit des augenscheinlich Selbstverständlichen. Jeder nachdenkende Mensch gerät in Erstaunen, wenn Selbstverständliches sich plötzlich als fragwürdig erweist. Selbstverständlich ist uns die Sprache, die wir sprechen; die Arbeit, die wir tun; die Wirklichkeit, in der wir leben. Wissen wir jedoch ohne weiteres, was Sprache, was Arbeit, was Wirklichkeit eigentlich ist? Stellen wir uns einmal diese Frage, so erkennen wir mit Verwunderung, daß gerade in den für selbstverständlich erachteten Dingen und Vorgängen die wesentlichen, den Kern unseres Lebens berührenden Probleme liegen. Die durch solche Verwunderung hervorgerufene geistige Bewegung grundsätzlichen Fragens und Forschens charakterisiert in der Tat die innere Haltung des Philosophen. „Ein Philosophus ruhet nicht, er habe denn das Zentrum eines Dinges“ (Jakob Böhme).

Von dieser Seite gesehen, wird eine Philosophie der Wirtschaft diskutierbar. Geben alltägliche Dinge Anlaß zu philosophischer Besinnung, so kann es auch die Wirtschaft tun, die zu unserem Alltagsleben gehört. Wirtschaftsphilosophie wäre danach das Streben nach einer der Wirtschaft auf den Grund gehenden Erkenntnis. Doch was heißt, die Wirtschaft aus dem Grunde erkennen? Ist solche Erkenntnis nicht auch das Ziel der wirtschaftlichen Fachwissenschaften?

Wirtschaft gibt es nur in realen, raum- und zeitgebundenen Komplexen und Vorgängen. Infolgedessen müßte wohl auch die ökonomische Grundwissenschaft auf die Erkenntnis realer Bedingungen gerichtet sein. Hat die Wirtschaftsphilosophie aber in dieser Beziehung eine Chance? Offenbar nicht. Denn die wirtschaftlichen Fachwissenschaften bemühen sich bereits um den Aufweis der inner- und außerwirtschaftlichen, allgemeinen und speziellen Realbedingungen.

Die empirische Wirtschaftstheorie analysiert die innerwirtschaftlichen Zusammenhänge und sucht sie aus elementaren Faktoren und Beziehungen zu erklären. Um die wirtschaftlichen Komplexe und Vor-

gänge als ein eigenartiges Erkenntnisobjekt zu erfassen oder das Nurwirtschaftliche aus den umgreifenden gesellschaftlichen und sonstigen Bindungen gedanklich zu lösen, dazu bedurfte es eines hohen Grades isolierender und abstrahierender Vorstellungskraft. Diese geistige Leistung ist mit dem Namen französischer und englischer Philosophen des 18. Jahrhunderts verbunden. Adam Smith vor allem hat die Wirtschaft in ihrem eigenen objektiven Zusammenhang so deutlich fassen und darstellen können, daß er als der eigentliche Begründer der Wirtschaftswissenschaft, insonderheit der empirischen Wirtschaftstheorie gilt. Die Theorie ist zwar der philosophischen Beschäftigung mit dem natürlichen und gesellschaftlichen Leben entsprungen; doch deswegen betrachtet sie sich selbst keineswegs als Philosophie.

Das Gleiche gilt von den wirtschaftlichen Fachwissenschaften, die sich der Erforschung der außerwirtschaftlichen gesellschaftlichen, geschichtlich kulturellen und sonstigen Bedingungen widmen. Auch bei der Entwicklung dieser Disziplinen sind philosophische Impulse wirksam gewesen. Allein alle Wissenschaften dieser Art, von der Wirtschaftsgeographie bis zur Wirtschaftssoziologie und -psychologie, sind selbständige Disziplinen geworden, die sich eigenwillig von der Philosophie abgrenzen.

Die Abgrenzung der Fachwissenschaften gegenüber der Wirtschaftsphilosophie erfolgt unter Hinweis auf das von ihnen in Anspruch genommene reale Erkenntnisobjekt. Sie wollen die tatsächlichen und wirklichen, jedenfalls immer realen Bedingungen der wirtschaftlichen Erscheinungen aufweisen. Der Philosophie wird diese Beziehung auf Reales, Tatsächliches, Wirkliches abgesprochen. Wie kann aber die Wirtschaftsphilosophie eine Grundwissenschaft von der Wirtschaft sein, wenn sie es nicht mit der Erforschung der realen Bedingungen des Wirtschaftslebens zu tun hat? Ist denn nicht alle Wirtschaft real? Oder gibt es auch Irreales in der Wirtschaft?

Irreal ist zunächst ein Gegenstand, der nur in unserer Vorstellung existiert, in Wirklichkeit aber nicht oder jedenfalls nicht so, wie wir ihn uns denken, da ist. Hat es jedoch wissenschaftlichen Sinn, sich eine Wirtschaft nur vorzustellen, sich also mit einer bloß gedachten Wirtschaft zu beschäftigen? Durchaus! Wissenschaften, deren Gegenstände sehr kompliziert sind oder sich wegen der Grobkörnigkeit der Prüfungsmethode einer exakten Beobachtung entziehen, nehmen oft ihre Zuflucht zu vereinfachten Vorstellungen. So verfährt z. B. die Physik, wenn sie sich ein „Wellenbild“ macht, dessen Bestandteile nach Sir James Jean „gänzlich geistige Konstruktion“ sind. Auch die Wirtschaftswelt ist so kompliziert und mannigfaltig



bedingt, daß die für ihre Struktur und Entwicklung entscheidenden Faktoren nur durch begriffliche Eliminierung exakt gefaßt und in den Konsequenzen ihrer Wirksamkeit gedanklich verfolgt werden können. Diese Gedankengebilde haben die Bedeutung fester Bezugspunkte für die Lagebestimmung der realen Dinge und Vorgänge. In diesem Sinne kann z. B. der Begriff des unbedingt rationell denkenden, wertenden, handelnden Wirtschaftsmenschen, des *homo oeconomicus*, gleichsam als ein Koordinaten-Ursprungspunkt gelten. Solche Gedankenmodelle entsprechen gewiß nicht den realen wirtschaftlichen Verhältnissen. Sollen sie indes wissenschaftliche und praktische Bedeutung haben, so müssen sie doch wesentliche reale Merkmale oder Grundzüge wenigstens andeutungsweise in der Vorstellung oder im Begriff wiedergeben. Die reine Theorie, wie solche Wissenschaft genannt wird, kann sich daher nur im Anschluß an die Erfahrungserkenntnis entwickeln und muß mit dieser in ständigem Kontakt bleiben. Das theoretische Gedankenmodell gibt dem Empiriker den für seine Forschung notwendigen Richtpunkt; man weiß nun, worauf es ankommt und kann sich überdies eindeutiger und klarer Begriffe bedienen.

Die wenn auch nur andeutungsweise vorhandene Beziehung der reinen Theorie zur Realität der Wirtschaft ist Grund genug, diese Disziplin ebenfalls den Realwissenschaften zuzurechnen. Infolgedessen zieht auch die reine Wirtschaftstheorie einen scharfen Trennungsstrich zwischen sich und der Wirtschaftsphilosophie.

Die Philosophie selbst hat freilich oft mit dem Gedanken gespielt, die von den Einzelwissenschaften gewonnenen Erkenntnisse in einer theoretischen Konstruktion so zusammenzufassen, daß sich wenigstens andeutungsweise das Wesen der Welt erkennen läßt. Die Philosophie, meinte z. B. Wilhelm Wundt, führt die Arbeit der Wissenschaften weiter und gibt ihren allgemeinen Erkenntnissen „die endgültige systematische Ordnung“. Kann aber die Philosophie tatsächlich solch eine „allgemeine Wissenschaft“ sein, „welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchsfreien System zu vereinigen hat“? Sie würde mangels hinreichender Sach- und Fachkenntnisse immer Gefahr laufen, von den Realwissenschaften überholt zu werden. Die Geschichte der Philosophie gibt zahlreiche warnende Beispiele einer die sichere Erfahrungserkenntnis weit überfliegenden geistigen Spekulation und geradezu verstiegenen gedanklichen Konstruktion.

Nach alledem scheint es, als könne die Wirtschaftsphilosophie gar keinen Gegenstand für sich beanspruchen. Sie hat wohl hier oder da den Grundstein zu einem wissenschaftlichen Gebäude gelegt, dann aber bald den Bauplatz an selbständige Fachwissenschaften abtreten müssen.

Diese haben sich dort fest angesiedelt, sich oft kaum noch dessen bewußt, daß die Philosophie ihnen den Boden bereitet hat.

Eines steht fest: eine Realwissenschaft ist die Philosophie bzw. die Wirtschaftsphilosophie nicht. Nun sehen wir aber, auch Irreales im Sinne des Unwirklichen, gedanklich Konstruierten ist kein philosophischer Gegenstand. Müssen wir also in der Frage nach dem Gegenstand der Wirtschaftsphilosophie resignieren?

Eine Möglichkeit, den Gegenstand der Philosophie zu finden, besteht noch. Es gibt auch objektiv Irreales, d. h. Seiendes, das nicht durch unsere Vorstellungskraft erzeugt, nicht erfunden oder konstruiert ist, sondern seinen Bestand in sich selbst hat. Solche irreale, bewußtseins-transzendente Gegenstände sind Zahlen und Zahlenverhältnisse, geometrische Raumgebilde und Raumverhältnisse. Diese haben ihre von unserem subjektiv persönlichen Denken, Meinen und Wollen unabhängige, eigene, objektive Gesetzmäßigkeit.

Platon meinte, niemand dürfe sich einen Philosophen nennen, der nicht Verständnis für Geometrie habe. Allein, so nahe Platon auch die Nachbarschaft zwischen Geometrie bzw. Mathematik und Philosophie währte, hielt er doch nicht eines für das andere.

Das Beispiel der Mathematik zeigt jedoch, daß Sein und Wirklichkeit unterschieden werden müssen. Ist Seiendes aber nur formal? Gibt es nicht auch ein inhaltlich so oder so beschaffenes, wesentliches Sein? Was heißt indes wesentliches Sein?

Das Wesen eines realen Gegenstandes ist sein reales Bildungsgesetz, der Grund seiner Daseinsbestimmung. In diesem Sinne fragt der Volkswirtschaftler nach dem Wesen der Volkswirtschaft, der Betriebswirtschaftler nach dem Wesen des Wirtschaftsbetriebes sowie der inner- und außerbetrieblichen Zusammenhänge. Die Frage nach dem Wesen kann sich jedoch auch auf dasjenige Sein beziehen, wodurch Daseiendes erst Sinn und Bedeutung erhält.

Die historischen Sprachen z. B. sind reale Gebilde, erklärbar und verstehbar aus dem gesellschaftlichen Mitteilungsbedürfnis und der seelisch-geistigen Gestaltungsmacht der Völker. Sprachphysiologie, Sprachgeographie, Sprachgeschichte, Sprachsoziologie, Sprachpsychologie bemühen sich um den Aufweis der mannigfaltigen realen Bedingungen dieser bedeutungsvollen Gebilde. Wieweit aber auch die Realprobleme erforscht werden mögen, eine Frage bleibt: Was ist das Wesen der Sprache selbst? Was ist Sprache überhaupt?

Das Wort „überhaupt“ hat hier nicht den Sinn von allgemein oder insgesamt oder den Sinn einer Steigerung (wie z. B. in der Redewendung „überhaupt wunderbar“), sondern von übergreifend und „umgreifend“ (das Haupt übergreifend und somit das Ganze umgreifend). Das Über-

greifende ist aber zugleich durchgreifendes, wesenhaftes Sein. So ist Sprache überhaupt das alle Sprachen umgreifende, durchgreifende Wesen der Sprache.

Der Gegenstand der Philosophie als Grundwissenschaft ist wesentliches Sein und, soweit es sich um werthaltige Gegenstände handelt, wesentlicher Wert. Dementsprechend ist auch der Gegenstand der Wirtschaftsphilosophie zu verstehen. Die Wirtschaftsphilosophie hat es nicht, wie die Fachwissenschaften, mit der individuellen Mannigfaltigkeit der realen Wirtschaftsgebilde, Wirtschaftsprozesse und Wirtschaftsereignisse zu tun, sondern mit der Wirtschaft überhaupt.

Wirtschaft überhaupt ist der allen wirtschaftlichen Erscheinungen zu Grunde liegende Sinnzusammenhang, die irreale Bedingung, durch die sie allererst wirtschaftliche Bedeutung haben und ohne die sie nicht als „wirtschaftliche“ Erscheinungen verstanden werden können. Hat die Wirtschaftsphilosophie also Wirtschaft überhaupt zum Gegenstand, so ist sie nicht nur Grundwissenschaft, sondern zugleich auch Wesenswissenschaft.

## 2. Die Wirtschaftserkenntnis

Ist Wirtschaft überhaupt der allem Wirtschaftlichen zugrunde liegende Sinn, so kann dieser Sinn nicht erst durch eine mehr oder weniger ausgedehnte Wirtschaftserfahrung entdeckt werden. Erfahrung lehrt uns wohl wichtige allgemeine und übereinstimmende Merkmale der Erfahrungsobjekte kennen. Um aber solche Merkmale finden zu können, muß die Bedeutung des Gegenstandes selbst schon vorweg erfaßt sein. Würde das Verständnis dieser Bedeutung erst im Laufe der Erfahrung entstehen, müßten ja die ersten Begegnungen mit dem bedeutungsvollen Gegenstand verständnislos ausgehen. Wird aber die gegenständliche Bedeutung nicht gesehen, so fehlt jeglicher Bezugspunkt für die weitere Erfahrung. Erfahrung kann sich m. a. W. nur unter der Voraussetzung bilden, daß die Bedeutung des Erfahrungsgegenstandes schon im ersten Erfahrungsakt intuitiv erfaßt wird.

Das intuitive Wesensverständnis ist allerdings sehr undeutlich. Die Philosophie hat die Aufgabe, dieses unklare Verständnis zu erhellen und den Inhalt in seinem Zusammenhang deutlich zum Bewußtsein zu bringen.

Können wir intuitiv nur erfassen, daß Sinnvolles, Wesentliches da ist, und kann die Intuition über solch ursprüngliches Verständnis nicht hinausführen, so ist eine Bereicherung und Vertiefung der Wesenskenntnis nur auf dem Wege über das Studium der Phänomene möglich. Wesen äußert sich in Erscheinung. Infolgedessen muß es auch durch seine Erscheinung erkannt werden können. Solche Erkenntnis



ist freilich nur eine vermittelte, indirekte und kann das Wesen selbst nie so treffen, wie es im intuitiven Wesensverständnis geschieht. Die Darstellung der Erscheinungen, in denen Wesentliches zum Ausdrucke kommt, ist und bleibt daher eine niemals ganz adäquate Umschreibung des intuitiv erfaßten Wesens. Allein, die Umschreibung durch den Aufweis der wesentlichen Erscheinungen ist die einzige Möglichkeit, das ursprüngliche Wesensverständnis zu klären, zu bereichern und zu vertiefen. Intuitives und empirisches Verständnis bilden somit einen erkenntnisnotwendigen Zusammenhang. Das ursprüngliche Wesensverständnis ist die Voraussetzung aller Erfahrungserkenntnis. Indessen ist die Erfahrungserkenntnis wieder die Voraussetzung für eine Klärung und Erhellung des Wesensverständnisses.

Ziehen wir nun aus diesen erkenntnistheoretischen Überlegungen die Folgerungen für die Wirtschaftserkenntnis! Als wirtschaftende Menschen wissen wir intuitiv, daß sich mit unseren Verrichtungen und Handlungen sowie mit den Einrichtungen, die wir schaffen, ein bestimmter Sinn verbindet. Dies intuitive Wissen um Wirtschaft überhaupt ist jedoch ganz unbestimmt und kann nicht ohne weiteres klar zu Bewußtsein gebracht werden. Das ursprüngliche Wirtschaftsverständnis kann nur auf die Weise eine Klärung, Bereicherung und Vertiefung erfahren, daß wir Wirtschafts„erscheinungen“ auf ihre Wesentlichkeit hin erforschen. Auf diese Weise wird uns zunehmend deutlich, was Wirtschaft überhaupt ist.

Die Erscheinung der Wirtschaft überhaupt ist nun aber, wie die Erfahrung zeigt, räumlich und zeitlich in eine unübersehbare Mannigfaltigkeit individueller Erscheinungen ausgebreitet bzw. zeitlich auseinandergezogen. Die wirtschaftlichen Fachwissenschaften suchen diese Mannigfaltigkeit unter bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen und zu begreifen. Die leitenden Gesichtspunkte ergeben sich aus der Erfahrungswirklichkeit und der hier beobachteten wesentlichen Merkmale.

Die Wirtschaftsphilosophie betrachtet die wirtschaftlichen Erscheinungen nicht von volkswirtschaftlichen, betriebswirtschaftlichen, soziologischen oder sonstwelchen Gesichtspunkten. Daher ist im philosophischen Sinne wesentlich auch nicht, was sich als wichtig von einem bestimmten Gesichtspunkt aus zeigt. Als wesentlich gilt vielmehr dasjenige in den wirtschaftlichen Erscheinungen, durch das sie, gleich welcher Art, allererst wirtschaftliche Bedeutung erlangen. Wie aber können aus den so manigfaltigen individuellen Wirtschaftserscheinungen die wesentlichen Erscheinungsweisen herausgefunden werden?

Stoßen wir bei einem Erscheinungskomplex auf eine wesentliche Erscheinung, so haben wir das unabweisbare Bewußtsein, den Kern des Erscheinungskomplexes erfaßt zu haben. Mit diesem Gewißheits-

gefühl verbindet sich das zwingende logische Bewußtsein, das Ganze der Erscheinung nicht anders denken zu können. Dieses Merkmal der subjektiven Gewißheit und Denknötwendigkeit ist zunächst das einzige Kriterium der Wesenserkenntnis. Danach gelten diejenigen wirtschaftlichen Erscheinungen als wesentliche Darstellungsweisen der Wirtschaft überhaupt, die für jegliches Wirtschaftsverständnis unerlässlich sind.

Die Geschichte der Philosophie zeigt allerdings, daß weder das Evidenzgefühl noch das Bewußtsein der subjektiven Denknötwendigkeit unbedingt sichere Kriterien der Wesenserkenntnis bilden. Das Evidenzgefühl kann trügen. Auch die Überzeugung, das Wesen einer Erscheinung im ganzen nur so und nicht anders verstehen zu können, kann durch die Entdeckung neuer wesentlicher Erscheinungsweisen erschüttert werden. Der philosophische Erkenntnisinhalt erfährt tatsächlich auch eine Korrektur oder Berichtigung durch neue Erkenntnisse. Die Inkongruenz zwischen den aus dem Wesensverständnis gezogenen praktischen Folgerungen und dem wirklichen Verhalten der Erscheinungen gibt den Anlaß zu einer Überprüfung der bislang für wesentlich erachteten Erscheinungen. Alle Wirtschaft z. B. vollzieht sich durch Betriebe. Das ist eine wirtschaftliche Wesenserkenntnis. Ist damit aber das Wesen der Wirtschaft überhaupt schon ausreichend verstanden? Nimmt man dies an und zieht man hieraus die praktisch-politischen Folgerungen, so zeigen die sozialen Kollisionen, insbesondere der Konflikt mit den Lebensansprüchen der gesellschaftlich verbundenen Wirtschaftsmenschen, daß die rein betriebliche Auffassung der Wirtschaft andere wesentliche Erscheinungsformen unbeachtet gelassen hat.

Vollständige Wesenserkenntnis wäre vollständige Erhellung dessen, was im ursprünglichen Wesensverständnis nur andeutungsweise erfaßt wird. So berühren sich Ursprung und Ende der Erkenntnis. Der Kreis der wirtschaftlichen Wesenserkenntnis rundet und schließt sich in dem Aufweis der für das Wirtschaftsverständnis notwendigen, wesentlichen Wirtschaftserscheinungen.

### 3. Die Wirtschaftserscheinung

Welches sind nun die Erscheinungen, in denen sich Wirtschaft überhaupt darstellt, die also für unser Wirtschaftsverständnis unerlässlich sind? Was sieht der Wirtschaftler selbst als wesentlich an? Zeigt uns ein Bauer seine „Wirtschaft“, so führt er uns durch Wohnhaus, Scheune, Speicher und Stallungen, auf seine Felder, zeigt uns seine Ackergeräte, Maschinen und Werkzeuge und macht uns mit den mannigfaltigen Verrichtungen innerhalb und außerhalb des Hofes bekannt. Alle Dinge und Vorgänge, die wir hier wahrnehmen, stehen in bestimmten Be-



ziehungen zueinander und fügen sich zu einem relativ geschlossenen Komplex zusammen.

Die Beziehungen, in denen die einzelnen wirtschaftlichen Dinge und Vorgänge zueinander und zum ganzen stehen, sind Mittel-Zweck-Beziehungen. Wo und wann immer wir wirtschaftliche Dinge sehen, erscheinen sie als Mittel für bestimmte Zwecke. Solche zweckdienlichen Mittel werden Güter genannt. Wirtschaftliche Güter haben aber offenbar noch ein besonderes Erscheinungsmerkmal. Denn es gibt viele zweckdienliche, nützliche Dinge, die dennoch keinerlei wirtschaftliche Bedeutung besitzen. Wirtschaftliche Güter sind nicht ohne weiteres „zuhanden“, sie müssen irgendwie verfügbar gemacht werden. Dies geschieht durch den Einsatz von Mitteln, die aber ebenfalls beschafft werden müssen. Die zur Realisierung eines Zweckes notwendigen Mittel heißen Aufwendungen. Sollen die Aufwendungen ihren Zweck erfüllen, müssen sie zweckentsprechend gewählt und verwendet werden, also rationell sein. Auch in der primitivsten Wirtschaft werden nur Aufwendungen gemacht, die nach Meinung der Wirtschaftler einen Leistungseffekt verbürgen. Werden indessen nicht schon in jedem bloß technischen Arbeitsvorgang die relativ ergiebigsten Mittel eingesetzt? Wirtschaftliche Aufwendungen müssen also noch etwas mehr und anderes sein als technische Aufwendungen. Ihre Eigenart besteht darin, daß sie auf einen Zweck gerichtet sind, der im Vergleich zu anderen, zur Wahl gestellten Zwecken der wertvollste ist. Das Wesen wirtschaftlicher Aufwendungen kommt m. a. W. noch nicht in der Wahl der zweckmäßigsten Mittel, sondern erst in der Wahl der Zwecke auf Grund eines Wertvergleiches zur Erscheinung. Die Wahl eines Zweckes bedingt den Verzicht auf andere Zwecke, die nun nicht realisiert werden können. Dieser Verzicht ist nur verständlich, wenn der gewählte Zweck wertvoller ist als die Reihe vergleichbarer, aufgegebenen Zwecke. Die wirtschaftlichen Zwecke, auf die um eines relativ wertvolleren Zweckes willen verzichtet werden muß, gelten als Kosten. So sind wirtschaftliche Aufwendungen mit Kosten verbundene technische Aufwendungen.

Im Wesen wirtschaftlicher Aufwendungen liegt, daß sie sich lohnen müssen. Alle Wirtschaft strebt einen Erfolg an, der den Wert der eingesetzten Mittel und aufgegebenen Zwecke übersteigt. Denn es wäre sinnlos, minder wertvolle Zwecke wertvolleren vorzuziehen. Im Unterschied von dem Ertrag, den die technischen Aufwendungen erbringen sollen, kann der erstrebte wirtschaftliche Erfolg Gewinn genannt werden.

Sollen wirtschaftliche Aufwendungen laufend einen Ertrag bzw. einen Gewinn bringen, muß der jeweils erzielte Sacherfolg wiederum die Mittel für weitere Aufwendungen und damit für weitere wirtschaft-

liche Erträge abgeben. So erscheint Wirtschaft überhaupt als ein **Getriebe von wirtschaftlichen Aufwendungen**.

Dies Wirtschaftsgetriebe kann nur laufen, wenn die einzelnen Getriebevorgänge aufeinander abgestimmt und auf einen beständigen Zweck ausgerichtet sind. Dies bedeutet: das Getriebe muß betrieben werden. Das einheitliche Ganze rationell betriebener Aufwendungen wird daher sinnentsprechend **Betrieb** genannt. Der Wirtschaftsbetrieb faßt die verfügbaren Mittel zu einem technisch-ökonomischen Leistungseffekt zusammen.

Die Wirtschaftlichkeit des Betriebes bemißt sich nach der Wertdifferenz zwischen den aufgegebenen Zwecken und dem gewählten und verwirklichten Zweck, d. h. dem nachhaltigen Gewinn. Wir sind gewohnt, bei dem Wort Gewinn nur an Geldgewinn zu denken. Indessen ist alle Wirtschaft auf Gewinn ausgerichtet. Auch die in der privaten Verbrauchswirtschaft, etwa im städtischen Familienhaushalt für den Verzehr verfügbar gemachten Verbrauchsgüter stellen einen Gewinn gegenüber den mit ihrer Beschaffung verbundenen wirtschaftlichen Aufwendungen dar.

Die Kennzeichnung der Wirtschaftserscheinungen durch Betrieb und Getriebe genügt aber offenbar nicht zum vollen Wirtschaftsverständnis. Der Betriebsbegriff wird nur einer besonderen, wenn auch wesentlichen Erscheinungsweise der Wirtschaft überhaupt gerecht.

Wirtschaftsbetrieb und -getriebe sind aus sich selbst heraus nicht verständlich. Die betriebliche Wirtschaftsauffassung setzt das Faktum wirtschaftlicher Güter bereits voraus. Es wird für selbstverständlich gehalten, daß diese Güter knapp sind und daher unter Einsatz wiederum knapper Mittel beschafft oder verfügbar gemacht werden müssen. Wieso aber sind wirtschaftliche Güter knappe Mittel? Die Knappheit besteht nur im Verhältnis zum gesellschaftlichen Bedarf. Und weiter: Wer betreibt die wirtschaftlichen Aufwendungen, wer wählt die relativ ergiebigsten technischen Mittel aus, wer trifft die Entscheidung über die zur Wahl gestellten wirtschaftlichen Zwecke? Wirtschaftsbetrieb und Wirtschaftsgetriebe können nur als gesellschaftliche Erscheinungen verstanden werden. Der den Betrieb kennzeichnende technisch-ökonomische Sachzusammenhang ist nur die gegenständliche Äußerung gesellschaftlichen Lebens und Wirkens.

Sind nun wirtschaftliche Erscheinungen auch wesentlich gesellschaftlicher Natur, so heißt das doch nicht, daß sie Gesellschafts-„formen“ sind. Der Haushalt ist nicht die Familie, die Volkswirtschaft ist nicht das Volk. Familie oder Volk oder sonst welche Gesellschaftsgruppen haben ihre Wirtschaft. Die Wirtschaftserscheinungen sind nicht gesellschaftliche Lebensformen, sondern Lebens„äußerungen“.

Die Lebensäußerung des Einzelnen wie der Gesellschaft kann unmittelbar, reflexartig erfolgen oder sich in einer, der Reflexäußerung entlehnten, objektiven, dauerbaren Form vollziehen. Solche gegenständliche Lebensäußerung der Gesellschaft wird **Gesellschaftsgebilde** genannt. Das Gesellschaftsgebilde, durch welches sich eine Gesellschaftsgruppe zu einer geordneten, wirkungsmächtigen Einheit formt, ist das rechtlich-politische Ordnungs- und Machtgebilde des Staates, dessen Erscheinung sich schon in den primitiven Herrschaftsgebilden vorbereitet. Die Gesellschaft aber muß vor allen Dingen leben, d. h. ihren Bedarf an Gütern decken können. Wo immer wir menschliche Gesellschaft vorfinden, treffen wir daher auch auf jenes Gesellschaftsgebilde, wodurch die Gesellschaft in verhältnismäßig dauerbarer Form ihren Lebensbedarf deckt, die **Wirtschaft**.

Der Begriff Gesellschaftsgebilde ist sehr weit gefaßt. Er umschließt die gesellschaftlichen Zweckgebilde, wie es die Einzelwirtschaft oder auch die Gemeinwirtschaft ist, und das gesellschaftliche „Wirkungsgefüge“ (Hans Ritschl), wie es das offene Getriebe von Betrieben, die freie Marktwirtschaft, darstellt.

Sind indessen Gesellschaftsgebilde aus sich selbst zu verstehen? Der Begriff des Gebildes hat den Begriff des Ganzen zur Voraussetzung. Ist aber das Gesellschaftsgebilde Wirtschaft ein letztes, aus sich selbst verstehbares Ganzes? Gewiß nicht. Die für die Gesellschaft gültigen wirtschaftlichen Ziele und Zwecke sowie die Mittel und Methoden, diese zu verwirklichen, lassen sich nur aus dem Zusammenhang der gesellschaftlichen Anschauungen, Vorstellungen, Einrichtungen und Ordnungen, die wir im ganzen als Kultur bezeichnen, verstehen. Kultur ist das alle möglichen materiellen und ideellen persönlichen und gesellschaftlichen Äußerungen umgreifende Gebilde, die Ganzheit, zu der wir aufsteigen müssen, um menschliche Lebensäußerungen als spezifisch menschliche Erzeugnisse verstehen zu können. Die Erscheinung der Wirtschaft überhaupt erweist sich somit im Grunde als ein Sondergebilde der Kultur, als ein **Kulturgebilde**.

Das Wesen der Kultur läßt sich nur aus den Erscheinungen entnehmen, in denen sich menschliche Kultur überhaupt ausbreitet und entfaltet. Die Aufgabe, die wesentlichen Kulturerscheinungen aufzuweisen und auf diesem Wege das Kulturverständnis zu erhellen, zu bereichern und zu vertiefen, fällt der Kulturphilosophie zu. Die Wirtschaftsphilosophie läuft infolgedessen in Kulturphilosophie aus. Genauer gesehen, bewegt sie sich aber überhaupt nur im Rahmen bzw. im Problemkreis der Kulturphilosophie. Denn die Wirtschaftserscheinungen sind wesentlich Kulturerscheinungen.

Wirtschaft überhaupt erscheint indes nicht nur in einer räumlich gebundenen Mannigfaltigkeit von Ganzheiten und Prozessen, wie sie



bisher in unser Blickfeld getreten ist, sondern auch in einem in der Zeit verlaufenden Geschehen, in einem geschichtlichen Zusammenhang.

Welches sind nun die für das wirtschaftsgeschichtliche Verständnis wesentlichen und notwendigen Erscheinungsformen?

Können wir die wirtschaftliche Entwicklung anders als in einer einheitlichen, zielstrebigen, linear verlaufenden Bewegung sehen? Dem abendländischen Denken ist der Fortschrittsgedanke fast selbstverständlich geworden. Geschichte scheint Entwicklung von Niedrigerem zu Höherem, von Primitivem zu Kultiviertem zu sein. Die bekannten Wirtschaftsstufentheorien von List und Hildebrand, Bücher und Schmoller sind Beispiele solcher Geschichtsauffassung.

Die wirkliche Geschichte zeigt jedoch ein wesentlich anderes, von solcher linearen Entwicklung gänzlich abweichendes Bild. Wir sehen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kulturen ähnliche Wirtschafterscheinungen entstehen, ausreifen, sich umbilden und oft auch zurückbilden. Liegt der Schluß nicht nahe, daß die Wirtschafterscheinungen dem natürlichen Kreislauf des Wachsens, Blühens und Vergehens folgen? Vollzieht sich dieser Kreislauf, wie Spengler meinte, in dem organischen Nacheinander auf Form und Dauer streng begrenzter Kultur- und Wirtschaftsphasen? Jede Kultur erschöpfe sich und verbrauche sich am Ende in expansiven und extensiven Tendenzen. „Die Zivilisation ist das unausweichliche Schicksal einer Kultur ... Zivilisationen sind die äußersten und künstlichsten Zustände, deren eine höhere Art von Menschen fähig ist. Sie sind ein Abschluß; sie folgen dem Werden als das Gewordene, dem Leben als der Tod, der Entwicklung als die Starrheit, dem Lande und der seelischen Kindheit, wie sie Dorik und Gotik zeigen, als das geistige Greisentum und die steinerne, versteinerte Weltstadt. Sie sind ein Ende, unwiderruflich, aber sie sind mit innerster Notwendigkeit immer wieder erreicht worden.“

Der Geschichtsablauf zeigt, wie Arnold J. Toynbee in seinem Werke „Civilization on Trial“ sagt, „daß die Geschichte sich bis auf den heutigen Tag ungefähr zwanzigmal wiederholt hat“, und daß der Zusammenbruch, Niedergang und Verfall der Kulturen „sich nach einem immer wiederkehrenden Schema vollzog“. Allein muß sich dieser Kreislauf auch weiter zeigen? Muß sich die Geschichte auch im Falle unserer, der abendländischen Geschichte wiederholen? Die Antwort des englischen Kulturphilosophen lautet: „Wir sind nicht dazu verdammt, die Geschichte sich wiederholen zu lassen; es ist uns freigestellt, ihr in unserem Falle eine neue, noch nicht dagewesene Wendung zu geben.“ Können wir uns tatsächlich frei entscheiden? Ist nicht gerade die Wirtschaft ein lehrreiches Beispiel für das Eingefügtsein und Eingespantsein in objektiv-reale Zusammenhänge? Die Frage eines

gesetzmäßigen, im voraus berechenbaren oder frei-gebundenen und somit nicht völlig berechenbaren Ablaufes der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte läßt sich im Hinblick auf die Geschichte der Erscheinungen nicht gültig beantworten. Dazu müßten wir wissen, welcher Art die geschichtliche Wirklichkeit ist.

Die philosophische Lehre von den Erscheinungen wird herkömmlich als Phänomenologie bezeichnet. Infolgedessen nennen wir die Lehre von den Erscheinungen der Wirtschaft überhaupt **Phänomenologie der Wirtschaft**.

#### 4. Das Wirtschaftsdasein

Die Phänomenologie nimmt die Wirklichkeit als gegeben an und richtet ihr Augenmerk lediglich darauf, wie sie sich zeigt. Nun kennen wir uns in den Erscheinungen aber erst dann aus, wenn uns klargeworden ist, was sie wirklich sind. Die dem Wirklichen auf den Grund gehende philosophische Disziplin ist die Philosophie vom Sein und Seienden (dem „on“), die **Ontologie**.

In der Aristotelischen Lehre führt die Ontologie als *prote philosophia*, als Erste Philosophie, den Reigen der philosophischen Disziplinen an. Diese Auffassung ist verständlich, sofern sich die philosophische Intention nicht sowohl auf das on, das Seiende, als auf den logos, den Seinsbegriff, richtet. Steht aber Gegenstandserkenntnis in Frage, so muß die Lehre von den Erscheinungen der Lehre von der Wirklichkeit erkenntnisnotwendig vorausgehen. Denn ehe wir fragen: was ist wirklich?, müssen wir wissen, was sich zeigt.

Was gilt nun als wirklich? Wir unterscheiden Seiendes, Daseiendes und Wirkliches. Seiendes braucht nicht auch da zu sein, wie die geometrischen Figuren beweisen, die zwar ideale Gegenstände sind, jedoch nicht hier oder dort, dann oder wann da sind; wie es freilich der Fall ist, wenn sie recht oder schlecht gezeichnet werden.

Die Wirklichkeit ist eine Modalität des Daseins bzw. der Realität, wie wir auch für Dasein sagen können. Wirklichkeit ist eine Daseinsäußerung, die von dem Erfahrungssubjekt als eine gegenständliche Macht erfahren wird und auf die es irgendwie reagiert. Wirklich sind daher nicht nur körperliche Gegenstände, die sich unseren Sinnesorganen bemerkbar machen, sondern auch immaterielle seelisch-geistige Erscheinungen, wie Stimmungen, die uns befallen oder die uns bei den Mitmenschen auffallen; wirklich sind aber auch die Vorstellungen. Meinungen, Ideen der Gesellschaft, die uns mit einem bestimmten Geltungsanspruch gegenüberreten und mit denen wir als durchaus realen Mächten zu rechnen haben.

Für die Wirtschaftswissenschaften ist die Wirklichkeit kein Problem. Alle Wissenschaften nehmen die Realität der Dinge und Vorgänge, mit denen sie sich befassen, als ein selbstverständliches Faktum hin. Die sichere Ausgangslage der Wissenschaft ist aber gerade das Problem der Ontologie. Die Wissenschaft ist heute selbst schon zu der Erkenntnis gekommen, daß ihrer eigenen Forschung ein ursprüngliches Wirklichkeitsverständnis zugrunde liegt. Sie sieht sich daher allenthalben zu philosophischer Besinnung gedrängt. So fragt man sich heute in der Naturwissenschaft bzw. in der Physik, ob die objektivistische, mathematische Auffassung der Naturgesetze der Ordnung der Natur überhaupt entsprechen kann. Die Ontologie will die Struktur des Wirklichen selbst erforschen. Daher fragt sie nicht, wie die Wirklichkeit aufgefaßt wird, sondern wie sie, ihrer objektiven Beschaffenheit zufolge, gesehen werden muß. In diesem Sinne fragt auch die Ontologie der Wirtschaft nach dem Wesen der ökonomischen Wirklichkeit oder nach der Art und Weise ökonomischer Daseinsäußerung.

Wie kann Wirtschaft überhaupt da sein? Ihre äußeren Daseinsbedingungen sind die „menschliche Gesellschaft“ und die „außermenschliche Natur“. Die gesellschaftliche Wirklichkeit umfaßt die gesellschaftlichen Lebenseinheiten, Lebensverhältnisse und Lebensprozesse, die Lebens- und Kulturbedürfnisse und die Anstrengungen, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Die Lebens- und Kulturbedürfnisse und die Bemühungen um ihre Befriedigung bilden die subjektive Voraussetzung des wirtschaftlichen Daseins. Auf der anderen Seite ist die Natur die ebenso wichtige objektive, wirtschaftliche Daseinsbedingung. Unter Natur verstehen wir die außermenschlichen Stoffe und Kräfte, die irgendwo und -wann vorkommen oder vorhanden sind, d. h. der Gesellschaft vor den Händen liegen. Damit ist nicht gesagt, daß sie auch „zuhanden“ sind. Mächtige Kohlenvorkommen z. B. liegen in Teufen von über 1000 m oder unter dem Meeresboden; allein bei dem derzeitigen Stande der Abbautechnik befinden sie sich außerhalb der gesellschaftlichen Zugriffsmöglichkeit. Wirtschaftliche Bedeutung erlangen sie erst mit dem Augenblick, wo sie zu Händen kommen können. Damit aber fallen die Naturleistungen bereits in den wirtschaftlichen Daseinsbereich.

Wie äußert sich nun wirtschaftliches Daseins? Was ist m. a. W. wirtschaftlich wirklich? Gehören die Lebens- und Kulturbedürfnisse noch zum außerwirtschaftlichen Daseinsbereich, so ist der Bedarf die erste Wirklichkeit, die uns in der Wirtschaft selbst begegnet. Unter Bedarf verstehen wir die sich aus den gesellschaftlichen Lebens- und Kulturbedürfnissen herleitende Anforderung einer bestimmten Art und Menge von Gütern. Der Bedarf ist somit im Gegensatz zu der subjektiven Bewußtseinswirklichkeit der Bedürfnisse objektive Wirklichkeit.



Die objektive Realität des Bedarfes äußert sich in der relativen Eigenmacht gegenüber den momentan wechselnden Bedürfnissen. Das Bedürfnis zu essen, äußert sich in dem Bedarf nach einer bestimmten, auch zeitlich geordneten Art und Menge von Nahrungsmitteln. Ist dieser Bedarf einmal fixiert, so kehrt sich das ursprüngliche Abhängigkeitsverhältnis gegenüber dem Bedürfnis um; das Bedürfnis orientiert sich nun am Bedarf, z. B. das Nahrungsbedürfnis an dem für einen bestimmten Zeitraum bemessenen Bedarf nach Brot und anderen Dingen. Die reale Eigenmacht des Bedarfes gegenüber den subjektiv-persönlichen Bedürfnissen zeigt sich auch in der möglichen Abweichung der Rangordnung des Bedarfes von der Rangordnung der momentanen Bedürfnisse. Die Wichtigkeit und Dringlichkeit eines Bedürfnisses braucht nicht auch in einer entsprechenden Bedarfsäußerung zur Geltung zu kommen, insbesondere dann nicht, wenn der Bedarf eine in seiner Gesamtordnung genau überlegte Größe darstellt.

Der Bedarf ist indessen vor allem gesellschaftlicher Bedarf und als solcher eine Realität, die alle persönlichen Bedarfsäußerungen entscheidend bestimmt. Der Einzelne findet, wenn er zum Bewußtsein seiner selbst und seiner Umgebung kommt, schon eine gesellschaftliche Bedarfsordnung vor, der er seine eigenen Bedürfnisse und auch seinen Bedarf in der Grundrichtung anpassen muß. Sein Bedarf an Nahrung, Wohnung, Kleidung usw. wird dadurch bestimmt, wie man sich in der Gesellschaftsgruppe, der er zugehört, nährt, kleidet, wohnlich einrichtet usw.

Die objektive Wirklichkeit des Bedarfes bekundet sich schließlich in einem eigentümlichen Verweisungszusammenhang. Der Bedarf an bestimmten Gütern führt einen Bedarf dieser Güter selbst herauf. Der Bedarf nach einem Fahrzeug, z. B. einem Auto, zieht zwangsläufig eine Kette von Sachbedarf hinter sich her, so den Bedarf an Treibstoff, Öl, Reparaturen, Versicherungen, Garage usw. Diese zwangsläufige Bedarfsverweisung zeigt besonders deutlich den Unterschied zwischen Bedürfnis und Bedarf. Der Bedarf nach einer gewissen Art und Menge von Gebrauchsgütern kann sich durch diesen Verweisungszusammenhang zu einer das persönliche und gesellschaftliche Leben bedrohlich belastenden Größe entwickeln.

Die durch den Bedarf angeforderten Güter müssen irgendwie verfügbar gemacht werden. Das Verfügbarmachen von Gütern für den gesellschaftlichen Bedarf bildet das Wesen der gesellschaftlichen Arbeitswirklichkeit. Auch in dieser Wirklichkeit liegt die Tendenz zu objektiver Eigenmacht. Jede, auch die persönlichste Arbeit, stellt sich als eine Reihe von Verrichtungen und Verfahrensweisen dar, deren Art und Anordnung durch den Arbeitszweck, die Arbeitsmittel und die Arbeitsverhältnisse bestimmt werden. Soll die Arbeit ihren

Zweck erfüllen, soll die natürliche Knappheit der Güter überwunden werden und der Güterertrag den Bedarf decken, so müssen die Arbeitsleistungen und Arbeitsmittel zweckentsprechend kombiniert und auch die entsprechenden Einrichtungen geschaffen werden. Dies alles kann aber augenscheinlich nur im Rahmen und unter dem Einfluß der objektiven gesellschaftlichen Arbeitsverhältnisse erfolgen. Wie der einzelne mit seinem Bedarf der gesellschaftlichen Bedarfsordnung eingefügt ist, so ist er auch mit seiner Arbeitsleistung in einen von seinem persönlichen Wollen und Wünschen wesentlich unabhängigen gesellschaftlichen Arbeitszusammenhang gestellt. Will oder soll er wirtschaftlich tätig sein, muß er sich diesen Verhältnissen anpassen und seine Arbeit so ableisten, wie es gesellschaftlich notwendig ist. Daher hat Marx durchaus recht: die Menschen produzieren nur, „indem sie auf eine bestimmte Weise zusammenwirken . . . Um zu produzieren, treten sie in bestimmte Beziehungen und Verhältnisse zueinander, und nur innerhalb dieser gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnisse findet ihre Einwirkung auf die Natur, findet die Produktion statt“.

Die harte Realität der Wirtschaft macht sich nirgendwo so stark geltend wie in der gesellschaftlichen Arbeitswirklichkeit. Der „stumme Zwang der Arbeitsverhältnisse“ wirkt sich um so nachdrücklicher aus, je mehr Arbeitsleistungen und sachliche Mittel für die Bereitstellung von Gütern kombiniert werden müssen und je rationeller dieser Einsatz erfolgt.

Auch die Mittel stehen in einem objektiven Verweisungszusammenhang. Denn es gibt kein wirtschaftliches Mittel, das ohne Einsatz anderer Mittel beschafft werden kann. Nun ist die Arbeit aber um so ergiebiger — jedenfalls bis zu einer bestimmten Grenze —, je weiter sie im Einsatz von Mitteln auszuholen vermag. In dem Maße aber, wie ein Mittel das andere und dieses wieder weitere Mittel bedingt, wächst auch die Kette der Arbeitsverrichtungen. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung macht es freilich möglich, die zeitlich einander folgenden Werkverrichtungen auf den einzelnen Produktionsstufen gleichzeitig nebeneinander durchzuführen. Die Arbeitsproduktivität wird dadurch zwar unverhältnismäßig gesteigert, die individuell-persönliche Arbeitsleistung aber zu einer spezialisierten Leistungsfunktion deformiert. Mit der Spezialisierung der Arbeitsleistung aber wächst die persönliche Abhängigkeit von dem aufgeteilten Arbeitsprozeß und dem gesellschaftlichen Arbeitserzeugnis.

Die durch die gesellschaftliche Arbeit in Verbindung mit den Naturleistungen hervorgebrachten Erzeugnisse bilden somit immer eine der individuell-persönlichen Wirkungsmacht mehr oder weniger entlehene Güterwelt, zu welcher der einzelne nur ein sachliches Verhält-



nis haben kann. Gleicher Art ist das Verhältnis zu den mit ihm in den Arbeitsprozeß eingespannten Menschen. Sachliche Verrichtungen, wie sie nun einmal durch die sachnotwendige Arbeit gefordert werden, schließen ein persönliches Verhältnis zu Menschen und Dingen aus. In der Arbeit liegt also in der Tat ein Zug der Lebensentfremdung, wie auch schon Marx richtig erkannt hat. Die Ursache solcher Entfremdung ist indessen nicht das „Privateigentum“. Die sachlichen Forderungen, die die Arbeit an den Menschen stellt, sind nicht an bestimmte, institutionelle Arbeitsverhältnisse gebunden, sondern ergeben sich aus dem Wesen der Arbeit als eines Zusammenhanges sachlich bestimmter Verrichtungen.

Die ökonomische Verwendung der Arbeitsleistungen und Arbeitsmittel hat einen objektiven Wertvergleich zur Voraussetzung. Auch in einer „geschlossenen Hauswirtschaft“ können die Güter nicht wahllos produziert und verwendet werden. Selbst der einfachste Wirtschaftsvorgang bedingt eine Wertung der Güter, um die es hierbei zu tun ist. Kann der einzelne aber diesen Wert nach Belieben bestimmen? Der wirtschaftliche Wert zeigt sich verhältnismäßig unabhängig von der individuell-persönlichen Wertung; denn die unmittelbaren Bestimmungsgründe liegen in objektiven Verhältnissen. Wirtschaftlich wertvoll ist ein Gut, sofern Bedarf danach besteht; sofern es im Verhältnis zu diesem Bedarf knapp ist; sofern zur Überwindung dieser Knappheit Aufwendungen erforderlich sind. Die wirtschaftlichen Wertverhältnisse können sich infolgedessen nur ändern, wenn diese objektiven Bedingungen eine Änderung erfahren. Nun haben wir aber gesehen, daß sowohl der Bedarfszusammenhang wie die gesellschaftliche Arbeitswirklichkeit eine vom Wollen und Wünschen des einzelnen relativ unabhängige objektive Realität darstellen. Daher ist auch die wirtschaftliche Wertwelt, die diese beiden Komponenten zur Voraussetzung hat, eine der individuell-persönlichen Wertungssphäre relativ entthobene Wirklichkeit. Sowie der einzelne zum Bewußtsein seiner selbst und seiner Umwelt kommt, findet er auch schon gesellschaftliche Wertverhältnisse vor, die sein eigenes Werten maßgebend bestimmen.

Ein wirklich objektiver Wertvergleich ist freilich ohne die wechselseitige Beziehung der Güter auf ein allgemein wertvolles Gut nicht möglich. Da nun der wirtschaftliche Wert eines Gutes immer nur im Verhältnis zu anderen Gütern bestimmt werden kann, so führt die Notwendigkeit einer genauen Wertbestimmung zu der Bewertung der Güter nach einem allgemeinen, quantitativ bestimmbaren Gut. Das beweglichste, auswechselbarste, liquideste Gut wird Geld genannt. Die Anerkennung objektiver, in Geld ausdrückbarer Wertverhältnisse zwingt den Menschen, sich selbst bzw. seine Leistung in die Masse



geldwerter Dinge einzureihen. Er, der Wertende, wird Wertobjekt. Ist das Geld bzw. der Geldertrag der zentrale Bezugspunkt aller wirtschaftlichen Beziehungen, so müssen auch alle qualitativen Werte ihren Geldwert haben. Die Tendenz zur Entpersönlichung, Versachlichung und schließlich Entmenschlichung zeigt sich also auch in der wirtschaftlichen Wertwelt. Wirtschaftliche Wertverhältnisse sind nun einmal sachliche Verhältnisse, die zu quantitativer, mengen- und zahlenmäßiger Bestimmung drängen.

Wirtschaft überhaupt verwirklicht sich, wie wir nun zusammenfassend sagen können, in einer objektiven Bedarfs-, Arbeits- und Wertwirklichkeit. Die diese ökonomische Teilbereiche umschließende Ganzheit ist die *Wirtschaftsordnung*. Sie ist die objektive, den Sinn der Wirtschaft überhaupt realisierende Daseinsbedingung. Auch die primitivste Wirtschaftseinheit ist nur als eine Ordnung da, in der sich die Ordnung des Bedarfes, die Ordnung der Arbeitsmittel, Arbeitsverhältnisse und Arbeitsverrichtungen und die Rangordnung der Werte zu einer Gesamtordnung fügen.

Das größte Gewicht in diesem Ordnungsganzen liegt bei der Arbeitswirklichkeit. Daher ist es nicht abwegig, die Wirtschaftsordnung aus den gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen zu begreifen. Entsprechend würde die Wirtschaftsgeschichte als eine Geschichte der Produktivkräfte, der Produktionsinstrumente, der Produktionsverhältnisse zu verstehen sein. Engels behauptete sogar: „Die Entwicklungsgeschichte der Arbeit ist der Schlüssel zum Verständnis der gesamten Geschichte der Menschheit.“ Das ist indessen mehr als eine Übertreibung. Eine Entwicklungsgeschichte der Arbeit ist nicht einmal die Wirtschaftsgeschichte, geschweige denn die ganze Kulturgeschichte.

Die ontologisch entscheidende Frage ist: Äußert sich das wirtschaftliche Dasein nur in einer objektiven Ordnungswirklichkeit? Ist dies der Fall, dann ist allerdings die auf den gesellschaftlichen Bedarf ausgerichtete Arbeitswirklichkeit die eigentliche ökonomische Basis. Arbeit ist geordnete Werkverrichtung. Die ratio kommt hier voll und ganz zur Geltung. Der Zweck bestimmt die Mittel, aber die Art der Mittel beeinflusst wieder die Wahl der Zwecke. In diesem Mittel-Zweck-Zusammenhang, ob er nun auf einer Koordination oder einer Subordination der Leistungen beruhe, schreibt jedem persönlichen und sachlichen Wirkungselement seine Position und Funktion vor. Die Wirtschaft als eine Ordnungswirklichkeit begreifen, heißt daher, sie als einen objektiv-realen, funktionellen Zusammenhang verstehen. Hier bleibt dem Wirtschaftsmenschen nichts anderes, als das durch die Situation gebotene Notwendige zu tun. Seine

einzigste Freiheit ist die, die notwendigen Folgerungen „bewußt“ ziehen, sich also rationell verhalten zu können.

Ist Wirtschaft überhaupt nur als eine objektive Ordnungswirklichkeit da, so hätte der ökonomische Materialismus recht. Zu Recht bestünde auch die mit ihm eng verbundene rationalistische Wirtschaftsauffassung. Der ökonomische Rationalismus ist die einfache Konsequenz der ordnungswirtschaftlichen Betrachtungsweise. Wer ordnungswirtschaftlich denkt, ist sinnotwendig Rationalist. Nach materialistischer Auffassung ist die natürliche und gesellschaftliche Wirklichkeit denn auch ein rational durchsichtiger, gesetzmäßig bestimmter Zusammenhang. Es gibt in der Welt, erklärt Stalin in seiner Schrift „Über dialektischen und historischen Materialismus“, „keine unerkennbaren Dinge“, sondern „bloß Dinge, die noch nicht erkannt sind und diese werden durch die Kraft der Wissenschaft und der Praxis aufgedeckt und erkannt werden“. Der Zusammenhang der Erscheinungen zeigt — in dieser Sicht kommt die dialektische-materialistische Auffassung zum Ausdruck — eine negative und positive Seite bzw. polare Gegensätze und Widersprüche. Aber der Kampf der Gegensätze liegt in der Linie der Zweckmäßigkeit und Zwecknotwendigkeit. Der Kampf zwischen Altem und Neuem, zwischen Absterbendem und sich Entwickelndem endet notwendig mit dem Siege der neuen Ordnung.

Der rationale, dialektische Materialismus steht und fällt mit der Frage, ob sich Wirtschaft überhaupt nur in einer objektiven Ordnungswirklichkeit realisiert. Diese Frage ist zu verneinen. Denn die Ordnung selbst, sei es die Rangordnung des Bedarfes oder der ökonomischen Werte oder die Ordnung einer einzelnen Arbeitsverrichtung, muß irgendwie gesetzt oder geschaffen werden. Die Aufnahme einer Arbeit, ob aus freien Stücken unternommen oder befohlen, hat immer eine Entscheidung zur Voraussetzung. Selbst eine bloß mechanische Arbeitsverrichtung erfordert, um sie überhaupt zu unternehmen, eine Entscheidung in dieser Richtung. Soll aber sogar ein optimaler Erfolg erzielt werden, so gehört hierzu mehr als eine mechanische Einfügung in den Arbeitsprozeß. Das Beste tun, ist mehr als das Notwendige tun. Das Beste tun kann nur derjenige, der sich aus freiem Willen für seine Aufgabe einsetzt.

Die marxistisch-leninistische Bewegung vertritt, ihrer materialistisch-rationalistischen Gesellschafts- und Wirtschaftsauffassung zufolge, einen ontologischen Determinismus. Die These von Marx gilt als unerschütterlich: „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.“ Wenn nun auch später Engels, dann Lenin und neuerdings Stalin den bedeutenden Einfluß der gesellschaft-

lichen Ideen anerkennen, so zweifeln sie doch nicht im geringsten, daß sich die Denkweise der Menschen notwendig aus ihrer Produktionsweise ergibt. Veränderungen im Arbeitsbewußtsein erfolgen im Anschluß an Veränderungen der Arbeitsverhältnisse. So muß sich mit dem Gemeineigentum an Produktionsmitteln auch ein neues Gemeinschaftsbewußtsein entwickeln.

Warum aber appelliert die marxistische Bewegung dann an den freien Willen der Werktätigen und ihr revolutionäres Pflichtgefühl? Der Arbeiter soll persönlichen Anteil an Arbeit und Werk nehmen und sich zu Leistungen aufschwingen, die in dem Grade und Maße materiell nicht vergolten werden können. Man will, daß der einzelne nicht nur funktioniert, sondern daß er sich voll und ganz für seine Sache einsetzt. In dieser Taktik liegt das Eingeständnis, daß die Wirtschaft mehr als ein gesellschaftliches Funktionssystem ist und der einzelne mehr als ein sachlich und unpersönlich wirkender Funktionär. Marxistische Philosophie und marxistische Praxis stehen in eklatantem Widerspruch zueinander. Die Philosophie lehrt die Determiniertheit des Wirtschaftsbewußtseins durch die objektiven Verhältnisse, die Praxis aber nimmt die persönliche Willensfreiheit als selbstverständlich an.

Lenin hatte 1917 viele Möglichkeiten einer neuen Staats- und Wirtschaftsgestaltung vor sich. Er entschied sich für das Sowjetsystem, des dem Proletariat die Herrschaft sicherte und ihm die Möglichkeit gab, die bestehende Wirtschaftsordnung zu liquidieren. So ist der proletarische Sowjetstaat vor der Änderung der ökonomischen Produktivkräfte und der „ökonomischen Basis“ entstanden. Die russische Revolution war, wie Stalin in seiner letzten Schrift „Marxismus und Sprachwissenschaft“ (Gospolitdat, 1950) selbst erklärt, „eine Umwälzung auf Betreiben der Staatsgewalt mit Unterstützung der großen Masse der Bauernschaft“, also „eine Revolution von oben“. Die proletarische Staatsgründung war eine schöpferische Tat und keine Arbeitsleistung. Weil aber die russische Revolution nicht aus dem Zusammenhang der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse zwangsläufig hervorging, war sie auch kein voraussehbares und nach Art und Wirkung im voraus berechenbares Ereignis. Nicht nur die sowjetische Alltagspraxis mit ihren das Sowjetvolk „zu schöpferischer Tätigkeit“ aufrufenden Aktionen steht somit im Widerspruch zu der eisern festgehaltenen dialektisch-materialistischen Doktrin, sondern die ganze Staats- und Wirtschaftsgestaltung selbst. Die Praxis desavouiert die Theorie. Da nun gerade nach der marxistischen Lehrmeinung die Praxis über Richtigkeit und Wahrheit einer Erkenntnis entscheidet, so müßte die materialistisch-rationalistische Interpretation der Wirtschaftswirklichkeit als unzureichend und falsch verworfen werden.



Das ökonomische Dasein äußert sich also, wie wir sehen, nicht nur in einer objektiven Ordnungswirklichkeit, sondern auch — und zwar ursprünglich — in einer subjektiven Realität von Entscheidungen und Handlungen. Die Ordnungswirklichkeit wird von einer Gestaltungswirklichkeit getragen. Gestalten ist mehr als einrichten, verrichten, arbeiten. Die Begründung einer Wirtschaftsordnung, aber auch die Einleitung jeder wirtschaftlichen Aktionsreihe, jede wirtschaftliche Unternehmung, ist wesentlich Gestaltung.

Die persönlichen und gesellschaftlichen Willensentscheidungen sind freilich weitgehend abhängig von objektiv-realen Verhältnissen. Insoweit hat der ökonomische Materialismus recht. Der wirtschaftende Mensch ist tatsächlich in eine objektive Ordnungswirklichkeit eingefügt, in der ihm wenig Spielraum für persönliche Entscheidungen bleibt. Ähnlich gering ist der Spielraum für die Entscheidungen einer gesellschaftlichen Gruppe. Mag dieser Spielraum aber auch noch so unbedeutend scheinen, er ist da und erweist sich doch als bedeutend genug, um Ordnungen ändern und neue Ordnungen schaffen zu können.

Die Entscheidung für eine neue Ordnung hat die Anerkennung ihrer Höherwertigkeit zur Voraussetzung. Welche Werte liegen solchen Entscheidungen zugrunde? Auf Grund welcher Werte gestaltet sich Wirtschaft überhaupt? Die Untersuchung dieser Frage führt über den ontologischen Problemkreis hinaus. Der Aufweis der Werte, die die Wirtschaftsgestaltung bestimmen, ist das Grundanliegen der Axiologie der Wirtschaft, der Wirtschaftsethik.

Ehe wir uns jedoch mit diesen, das System der Wirtschaftphilosophie abschließenden Problemen befassen, muß eine Frage geklärt werden, die sich schon im Hintergrunde der letzten Erörterungen gezeigt hat. Wirtschaftsordnung und Wirtschaftsgestaltung sind die beiden deutlich unterscheidbaren, miteinander eng verbundenen ökonomischen Grundwirklichkeiten. Die subjektive Gestaltungswirklichkeit ist die Basis der objektiven Ordnungswirklichkeit, und zwar in dem gleichen Sinne, wie die Handlung die Basis der Arbeit und die Tat die Basis des Tuns und der Verrichtungen ist. Wie ist nun aber solche Ordnungs- und Gestaltungswirklichkeit möglich? Welches ist ihre Bedingung? Wir meinen nicht die oben gekennzeichneten äußeren Realbedingungen „Gesellschaft“ und „Natur“, aber auch nicht die inneren, wesentlichen Bedingungen in der Art von „Ideen“, nach denen sich Wirtschaft überhaupt gestaltet und somit im Grunde auch ordnet. In Frage steht vielmehr zunächst die formale Bedingung wirtschaftlichen Ordnen und Gestaltens. In welcher Form realisiert sich Wirtschaft überhaupt? Diese Form-Frage ist das Grundproblem der Morphologie der Wirtschaft.

(Fortsetzung folgt)